

OSSIS OF COLOR

Vom Erzählen (p)ost-migrantischer Geschichten

Lydia Lierke, Jessica Massochua und Cynthia Zimmermann

Denn auch in der Gegenwart
schwingt das Vergangene stets mit.
Aras Ören in »Berliner Trilogie«

Damit ihre Erinnerungen nicht in Vergessenheit geraten, widmete Aras Ören seinen Gedichtband »Berliner Trilogie«¹ den westdeutschen türkischen Gastarbeiter*innen und ihren Kindern. Das Buch ist Zeugnis einer Erinnerungskultur, die sich über viele Jahrzehnte erkämpft wurde und bis heute von ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln erkämpft wird. Die Erinnerungen der Gastarbeiter*innen in der BRD sind allerdings andere als die der Vertragsarbeiter*innen in der DDR. Neben den Werkträgern kamen zudem Student*innen und Schüler*innen aus damaligen sozialistischen »Bruderländern« sowie politisch Verfolgte aus der ganzen Welt in die DDR, die viele von ihnen früher oder später wieder verließen oder verlassen mussten. Literarische Dokumentationen wie die »Berliner Trilogie« von Ören, die von den Leben der Zugezogenen erzählen, kennen wir von Menschen, die in die DDR migrierten, nur wenige².

Wir, die Autorinnen dieses Textes, wurden in Hoyerswerda, Beira und Wittenberg geboren, lebten in Jena, Dresden, Kota Bharu, Tanger und der Lausitz. Unsere Wege kreuzten sich erst spät in Halle an der Saale. Was uns jedoch verbindet, sind unsere Familiengeschichten, mit denen wir uns lange allein glaubten und fühlten, denn wir sind Töchter von DDR-Bürgerinnen, Vertragsarbeitern oder Gaststudenten.

Von der Lebensrealität der Menschen, die wie unsere Väter als ausländische Arbeiter und Studierende in die DDR kamen, kennen wir kein gesellschaftlich vorgefertigtes Narrativ, das uns dabei hätte helfen können, einen bewussten Umgang mit der eigenen Identität zu entwickeln. Auf der Suche nach einem gemeinsamen roten Faden, sprachen wir miteinander über Rassismuserfahrungen und durchlebte Prozesse der Identitätsfindung. Dabei stießen wir immer wieder auf dieselben Fragen: Was prägte das Leben unserer Eltern in der DDR? Vor welchen gesellschaftlichen Herausforderungen stand ihre Beziehung zueinander? Welche Bedeutung hatte der Mauerfall für sie? Welchen Einfluss nahm dieser auf unsere Kindheit und Jugend? Und warum lernten wir erst so spät, darüber zu sprechen?

Was wir über unsere Väter wissen, ist eine Ansammlung von Erzählungen unserer Mütter und Familienangehörigen, die wir wie ein Mosaik selbst zusammenfügen mussten, wenn wir mit Fragen über unsere Väter konfrontiert wurden. Die Erinnerungen unserer Familien wurden zu unseren Geschichten, auf die allein wir zurückgreifen können, wenn uns Fremde fragen, »woher wir denn nun wirklich kommen« oder wenn Freund*innen wissen wollen, wo unsere Väter leben. Heute verstehen wir, dass die Nicht-Aufarbeitung der Migrationsgeschichte in der DDR sich lange in unserer Unsicherheit im Sprechen darüber widerspiegelte, wer wir sind.

Deshalb machten wir uns jenseits unserer Familien auf die Suche nach Antworten auf

die Frage, was die spezifische Erfahrung der Generation ausmacht, die als nicht-weiß³ gelesene Kinder in den 90er Jahren in Ostdeutschland aufgewachsen ist. Sind wir Ossi, ostdeutsch oder zählen wir zu »Menschen mit Migrationshintergrund« oder gibt es für uns keine Kategorie? Erst im Sprechen über diese Fragen wurde uns klar, dass die Ähnlichkeit unserer Familiengeschichten nicht das Ergebnis von Zufällen ist. Unsere Geschichten gehören zur Geschichte der Migration in Ostdeutschland, die wir mit vielen weiteren Menschen teilen. Um die Struktur hinter den Geschichten und Erfahrungen zu verstehen, mussten wir uns notwendigerweise dem gesellschaftlichen und vor allem auch staatlichen Umgang mit Migration in der DDR zuwenden. Denn eins ist klar: Auch im Osten gab es gesellschaftliche Pluralität, aber der Umgang mit ihr machte sie weitestgehend unsichtbar.

Dieser Beitrag ist unser erster gemeinsamer Versuch, unsere Geschichten zu erzählen und diese auf der Suche nach migrantischen DDR-Narrativen miteinander zu verknüpfen.⁴ Wir wählten selbst die Ereignisse und Erinnerungen aus – Puzzlestücke aus den Berichten unserer Familien und der Gesellschaft –, die wir in einen Zusammenhang bringen mussten, der Antworten auf unsere Fragen gibt. Dafür suchten wir in langen Gesprächen, in denen wir unsere Erinnerungen miteinander teilten, die passenden Worte und neue Anhaltspunkte dafür, unsere drei Erzählungen zu einer vielstimmigen Geschichte zu verweben.

Kinder der DDR

Die Familien, in denen wir aufgewachsen sind, lebten und arbeiteten in der DDR.

Unsere Mütter sind in der DDR geboren und aufgewachsen. Dementsprechend prägten ihre Erinnerungen an das Leben in der DDR sowie ihre Vorstellungswelten auch unser Aufwachsen. Wir kennen die Geschichten des Wiedersehens von Westverwandten, von Freundschaften, vom Anstehen und von der Freude über Westpakete, von Urlauben mit dem Trabbi auf dem Weg zur Ostsee oder an den Balaton. Ebenso kennen wir Geschichten über die Geheimhaltung von Wünschen, ungewollter Anpassung und der Angst vor Repressionen. Zu Spülmittel sagen wir Fit, und wenn der Zeiger kurz nach zwei zeigt, sagen wir vierteldrei.

Das alles sind Erinnerungen aus der DDR, die wir als Generation, die kurz vor und direkt nach dem Mauerfall geboren wurde, als Teil unserer Identität verstehen. Die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der DDR schreiben sich in unseren Geschichten fort. Dass sich unsere Eltern kennenlernten, steht in engem Zusammenhang mit den migrationspolitischen Beziehungen der DDR sowie den Umbrüchen der deutsch-deutschen Vereinigung. Sie waren jung, als die Mauer fiel. Das System, in dem unsere Mütter aufgewachsen sind, gab es nicht mehr. Die DDR gab es nicht mehr. Ihre Lebensrealität änderte sich schlagartig. Der Osten wurde abgewertet und ein neues Wirtschaftssystem eingesetzt, in dem sich alle neu finden mussten. Die Ungewissheit dieser Zeit, mit der sich unsere Eltern konfrontiert sahen, nahmen auch wir Kinder wahr. Im Schulunterricht behandelten wir ausschließlich die Geschichte der BRD. Die Geschichte der DDR wurde für uns auf einer halben Buchseite mit einem Foto von Walter Ulbricht und Erich Honecker abgekürzt. Die Erinnerungen unserer Familien an die DDR spielten darin keine Rolle.

Unerwünschte Beziehungen – Vom Ankommen und Verlieben in der DDR

Aufgrund der fehlenden Aufarbeitung kamen Menschen wie unsere Väter, die als Studenten oder Vertragsarbeiter aus Mosambik, Kuba und dem Jemen kamen, in der posthumen Geschichtsschreibung der DDR kaum vor. Ihre Migrationsgeschichte ist Teil einer ostdeutschen Realität, die wenig Eingang in das Narrativ der Mehrheitsgesellschaft findet. Dabei wären unsere persönlichen Geschichten ohne die Migrationspolitik der DDR nicht denkbar.

Mein Vater reiste 1978 als 23-Jähriger in die DDR ein. Er und andere junge Menschen, viele aus Villa Clara, kamen als Gruppe in die damalige Karl-Marx-Stadt. Sie alle gingen davon aus, eine Ausbildung zu erhalten, die sie in Kuba beruflich weiterbringen würde. Dem war nicht so. Er und viele seiner kubanischen Kolleg*innen wurden in einer volkseigenen Baumwollspinnerei als billige Arbeitskräfte für teils körperlich sehr schwere Arbeiten eingesetzt – Tätigkeiten, die deutsche Kolleg*innen ungern machten, für sehr wenig Lohn und ohne die erhoffte Möglichkeit, neu erlernte Fähigkeiten in Kuba verwenden zu können.

Die sogenannten ›ausländischen Werktätigen‹ oder Vertragsarbeiter*innen machten die größte Gruppe der Immigrierenden aus. Die meisten von ihnen mussten, so wie auch die meisten Studierenden, die DDR oder später das vereinigte Deutschland verlassen. Wir sind als Nachkommen der bilateralen Verträge zwischen den sozialistischen Ländern geblieben. Jedoch existieren wir nicht nur, weil es diese Verträge gab, sondern auch trotz dieser Verträge. Denn obwohl die zwischenstaatlichen Beziehungen

offiziell ein solidarisches Gesicht zeigten – nach dem Motto: »Wir unterstützen uns im Aufbau sozialistischer Staaten und leben ein solidarisches Gleichsein« –, zeigte vor allem die migrationspolitische Ausgestaltung der Arbeitskräftekooperation und die damit verbundene konkrete Lebensrealität der Eingereisten, dass Freundschaften oder gar Liebesbeziehungen nicht erwünscht waren. Das Kennenlernen und somit jegliche zwischenmenschliche Beziehung von DDR-Bürger*innen zu Nicht-DDR-Bürger*innen war eingebettet in Strukturen, die geprägt waren von institutionellem und gesellschaftlichem Rassismus. Die DDR installierte mit der Arbeitskräftekooperation ein System der Trennung.⁵

Sogenannte Vertragsarbeiter*innen wurden von der Mehrheitsgesellschaft isoliert und eingeteilt nach Herkunftsländern und Geschlechtern in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht. Mein Vater und viele der früheren kubanischen Vertragsarbeitenden berichteten mir häufig von ihrem Leben, ihrer Freizeit, ihrer Arbeit und ihrem Wohnen in der DDR. Ich war nicht selten schockiert darüber, wie stark diese Lebensbereiche reglementiert und kontrolliert wurden. Besuche in den Wohnheimen wurden zeitlich eingeschränkt und detailgenau dokumentiert.

Das Nicht-Einhalten der »sozialistischen Arbeitsdisziplin«, Krankheit, Arbeitsunfähigkeit oder Verstöße gegen Strafgesetze konnten zur vorzeitigen Auflösung des Arbeitsvertrages führen und ebenfalls die Rückreise bedeuten. Viele dieser Sonderregelungen machen deutlich, dass ein Leben außerhalb von Produktion und Arbeit nicht gewünscht war. Die nicht-deutschen Werktätigen sollten auf ihre Arbeitskraft reduziert werden. Und dennoch, trotz der staatlich verordneten Arbeitsdisziplin und der hergestellten Segre-

gation, begegneten sich DDRler*innen und Nicht-DDRler*innen im Betrieb oder in der Gaststätte – Orte, an denen sich auch meine Eltern kennen lernten.

Nicht nur für Vertragsarbeiter*innen auch für Studierende gab es solche Orte. Meine Mutter erzählte mir, dass Hochschulgruppen regelmäßig sogenannte »Länderabende« veranstalteten, bei denen Studierende aus unterschiedlichsten Ländern ihre Heimat vorstellten und zum Beispiel kochten, Musik machten oder einfach zusammensaßen und sich Geschichten erzählten. Obwohl von staatlicher Seite versucht wurde, diese Begegnungsräume einzuschränken, waren die Abende in ihrer Erinnerung immer gut besucht – auch von DDR-Studierenden. Bei der Organisation so einer Veranstaltung lernte sie meinen Vater kennen. Er kam 1983 aus Mosambik nach Dresden, um dort Lehramt zu studieren. In Mosambik herrschte damals Bürgerkrieg, und mein Vater hatte die idealistische Vorstellung und den Wunsch, durch seine Ausbildung in der DDR jungen Menschen in Mosambik durch Bildung ein besseres Leben zu ermöglichen. Ich glaube, er hatte sich das Leben in der DDR aber anders vorgestellt. Dabei waren die Lebensbedingungen von ausländischen Studierenden in der DDR vielleicht sogar besser oder freier, als die von Vertragsarbeiter*innen, aber auch sie lebten in separaten Unterkünften. Mein Vater und seine ausländischen Kommiliton*innen wohnten zwar mit DDR-Studierenden in einem Gebäude, jedoch auf separaten Etagen. Es kam häufig zu Übergriffen und Steinwürfen, was durch den Umstand begünstigt wurde, dass den ausländischen Studierenden die von der Straße aus für die Angreifer leicht erreichbaren, unteren Etagen zugewiesen worden waren. Sie durften – im Gegensatz zu DDR-Studierenden – nur nach

erteilter Erlaubnis Besuch bekommen. Auch in ihrem Studienalltag wurden sie anders behandelt als DDR-Studierende. Ein Dozent meines Vaters begann seine Vorlesung zum Beispiel immer mit dem Satz: »Und unsere ausländischen Mitbürger setzen sich jetzt bitte in die erste Reihe.« Ich weiß nicht, was er sich dabei dachte, ob er sie diskriminieren wollte oder hoffte, dass sie der Vorlesung in der ersten Reihe besser folgen könnten.

Viele junge Menschen fanden ihren Weg in die DDR über ein Studium. Dieses sogenannte »Ausländerstudium« wurde ebenso wie die Vertragsarbeit durch bilaterale Verträge und Abkommen reglementiert. Das Leben der Studierenden unterschied sich von dem der Vertragsarbeiter*innen insofern, als dass sie ihre Freizeit frei gestalten oder kulturelle, selbstorganisierte Veranstaltungen besuchen konnten. Aber auch innerhalb der ausländischen Studierendenschaft unterschieden sich die staatlichen Reglementierungen des Alltags. Studierende aus sozialistischen Ländern, die aufgrund bilateraler Abkommen in der DDR studierten, bekamen das Studium sowie die Unterkunft finanziert. Die DDR verstand diese Unterstützung als »Ausdruck sozialistischer Solidarität und des proletarischen Internationalismus«.⁶ Das Interesse der DDR daran, jungen Menschen ein Studium zu ermöglichen und zum Großteil auch zu finanzieren, resultierte vor allem aus ihrem politisch kalkulierten Bestreben, die wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit mit den sozialistischen »Bruderstaaten« zu intensivieren. Außenpolitisch sollte die DDR so – auch in Konkurrenz zur BRD – an internationaler Anerkennung gewinnen.

Auch mein Vater kam zum Studieren aus dem Nordjemen in die DDR. Bis heute erzählt er mir regelmäßig davon. Er liebte sei-

ne Studienzeit an der Bauhaus Universität Weimar, vor allem das gemeinsame Feiern, die Länderabende und den Fasching im Studentenclub. Menschen, die sich wie er aus einem nichtsozialistischen Land kommend für ein Studium in der DDR entschieden, mussten selbst für ihr Studium aufkommen. Der Staat erhoffte sich durch die Zulassung nicht-sozialistischer Studierender, seine Devisenbilanz aufzubessern. Mein Vater genoss dafür mehr Freiheiten als die meisten DDR-Bürger*innen. Im Gegensatz zu ihnen konnte er in die BRD und nach Westeuropa reisen und durch die Auslandsdevisen hatte er stets ausreichend Geld, um selbst entscheiden zu können, wo er wohnte.

Trotz der Regelungen, die den Alltag unserer Väter erschwerten, schufen sie sich zusammen mit den DDR-Bürger*innen Räume, in denen sie sich begegnen konnten. Schließlich lernten sich so unsere Eltern kennen.

Doch die staatlich verordnete Segregation der ausländischen Bevölkerung blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Beziehungen unserer Eltern. Nicht selten wurden sie zudem mit rassistischen Beleidigungen und Drohungen konfrontiert. Unsere Väter erzählen ungern über negative Erfahrungen mit der DDR-Gesellschaft. Erst nach langem Zögern und Nachhaken berichten sie von rassistischen Provokationen und teils gewalttätigen Übergriffen, denen sie, ihre Freund*innen und Hausbewohner*innen ausgesetzt waren. Unsere Mütter erzählen vorsichtig von diskriminierenden Erlebnissen, wenn sie gemeinsam mit unseren Vätern unterwegs waren und von Fremden mit Argwohn beobachtet oder beleidigt wurden. Es wirkt, als hätten unsere Eltern diese Erinnerungen verdrängt.

Unsichere Zeiten – Von Entscheidungen und Ausreisen

Mein Vater war 1982 gezwungen, nach Kuba zurückzureisen. Meine Eltern hatten sich für eine Trennung entschieden oder entscheiden müssen. Für ihn wäre es schwer gewesen zu bleiben. So wäre eine bilaterale Heirat nötig gewesen, die in der DDR viele Hindernisse bedeutete. Zudem hatte meine Mutter wegen der Beziehung zu meinem Vater bereits berufliche Sanktionsandrohungen seitens ihrer Vorgesetzten bekommen. Eheschließungen zwischen Staatsbürger*innen der DDR und Bürger*innen anderer Staaten benötigten die Zustimmung des zuständigen Staatsorgans der DDR. Sie mussten dort beantragt werden und konnten zur Folge haben, dass die Antragstellenden in den Fokus der Staatssicherheit rückten und weitreichende Konsequenzen zu befürchten hatten. Auch der Weg nach Kuba war ihnen von Staatsseite her verstellt. Es war nicht klar, ob meine Mutter wieder in die DDR hätte einreisen dürfen, wäre sie nach Kuba ausgereist. Solche existenziellen Unsicherheiten und Restriktionen machten ihnen Angst und beeinflussten die Entscheidung, sich zu trennen.

Meine Eltern wussten, dass sie sich eine gemeinsame Zukunft aufbauen wollen, aber meinem Vater war klar, dass er nicht in der DDR bleiben wollte. Das hatte mit dem alltäglichen Rassismus zu tun. Als er 1989 dann in einem der überfüllten »Rückführungsflüge« nach Mosambik saß, entschied sich meine Mutter, ebenfalls einen Ausreiseantrag zu stellen. Meine Mutter erinnert sich bis heute an diesen belastenden Prozess, der über ein Jahr dauerte und mit zahlreichen Vorladungen bei der Staatssicherheit verbunden war.

Sie versuchten auf verschiedene Weise, ihr die Ausreise auszureden. Ihr wurde zum Beispiel erzählt, dass sie ihre Studienrechnungen, die ziemlich hoch waren, dann selbst zahlen müsste (was nicht stimmte) oder dass sie in Mosambik für Ziegen und Kamele eingetauscht werden würde und in diesem Fall keine Unterstützung von der DDR zu erwarten habe. Erst mit dem Fall der Mauer wurde ihr Antrag im Mai 1990 bewilligt. Allerdings musste sie Dokumente, die sie als DDR-Bürgerin auswies (Sozialversicherungsausweis usw.) im Tausch gegen einen Reisepass abgeben.

Sowohl die verschiedenen Arten staatlicher Einflussnahme als auch die gesellschaftlichen Ressentiments übten einen immensen Druck auf die Liebesbeziehungen unserer Eltern aus. Erfahrungen, wie sie meine Mutter mit dem Ausreiseantrag machte, bei denen versucht wurde, DDR-Bürger*innen mit fadenscheinigen und rassistischen Argumentationen von der Ausreise abzuhalten, machten viele.⁷ Auch die Tatsache, dass mit der Beendigung des Arbeitsvertrages oder des Studiums die Aufenthaltserlaubnis unserer Väter endete, hatte Auswirkungen auf die familiären Entscheidungen unserer Eltern. Dass so viele Beziehungspartner*innen und Elternteile mit der deutsch-deutschen Vereinigung in ihre Herkunftsländer zurückkehrten, ist nicht die Konsequenz »freiwilliger Ausreisen«, sondern vor allem Ausdruck struktureller rassistischer Zwänge. Die rassistische Kontinuität der Geschichte, die sich in unseren Biographien und denen vieler Menschen unserer Generation fortschreibt, findet ihren Ausdruck in individuellen Brüchen wie diesen.

Unsere Mütter und Väter durchlebten den Systemwandel als junge Erwachsene. Mit dem Zusammenbruch der DDR 1989 hatten

die meisten der ausländischen Werktätigen ihre Nützlichkeit für die nicht mehr existierende DDR verloren und mussten Deutschland verlassen. Warum sich aber meine studierenden Eltern voneinander trennten, habe ich als Kind, trotz vieler Gespräche mit ihnen, nie richtig verstehen können. Sie beide beendeten kurz nach der Wende ihr Studium und mussten sich auf dem nun freien Arbeitsmarkt der BRD einen Job suchen. Mein Vater ging zurück in den Jemen, meine Mutter blieb mit mir in Ostdeutschland. Beide erzählen mir, dass ihnen ein gemeinsamer Ort und eine gemeinsame Perspektive für ihre Beziehung fehlte. Heute verstehe ich sie etwas besser. Eine gemeinsame Zukunftsperspektive war nicht nur aufgrund der Transformation in Deutschland, sondern auch angesichts der Geschehnisse im Jemen, wo das Ende des kalten Kriegs die Wiedervereinigung des Nord- und Südjemens mit sich brachte, nur schwer vorstellbar.⁸

Die Wende – Von Ängsten und Unsichtbarkeit

Unsere Väter lebten nicht mehr in der DDR. Sie verließen die DDR bereits vor oder kurze Zeit nach dem Mauerfall. Aufgewachsen sind wir ohne sie, mit unseren Müttern, in einer Zeit, in der die deutsch-deutsche Vereinigung mit der Zunahme rassistischer Gewalt in den 90er Jahren einherging. Unsere Eltern wussten von Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen und den tödlichen rassistischen Brandanschlägen in Mölln und Solingen, die von einem medialen Diskurs begleitet wurden, in dem Migration und migrantisches Leben verstärkt als Problem dargestellt wurden. Der damals vereinbarte »Asylkompromiss« unter Helmut Kohls Regierung

erschwerte nicht nur massiv die Einbürgerung vieler sogenannter Gastarbeiter*innen und ihrer in der BRD lebenden Familien. Auch für frühere Vertragsarbeiter*innen, Student*innen oder Schüler*innen aus der DDR wurde es faktisch unmöglich, einen deutschen Pass zu beantragen. Bei vielen wurde die Aufenthaltserlaubnis nicht verlängert, und wenn sie dennoch blieben, mussten sie sich lange Zeit ohne unterstützende Strukturen ein neues Leben aufbauen.

Mit Rückblick auf diese Zeit verstehen wir die Sorgen unserer Mütter um uns besser, denn sie waren Zeuginnen der Pogrome und der rassistisch aufgeladenen Stimmung. Sie haben das rassistische Klima, das Anfang der 1990er Jahre zunehmend in offene Gewalt umschlug, mit Sorge beobachtet. Vor allem aber erlebten sie, welchem Rassismus unsere Väter zur DDR- und Wendezeit ausgesetzt waren. Und auch wenn sie selbst nicht nachempfinden konnten, wie es sich anfühlt, von Rassismus betroffen zu sein, ahnten sie, was wir erleben würden. Ohne die Unterstützung unserer Väter entwickelten unsere Mütter dieselbe Strategie, um uns bestmöglich auf das Leben in einer rassistischen Gesellschaft vorzubereiten: Durch das Nicht-Sprechen über die Herkunft unserer Väter hofften sie, uns als weiße Kinder in dieser Gesellschaft aufwachsen zu lassen.

Mittlerweile kennen wir einige Menschen unserer Generation, die wie wir ohne ihr migrantisches Elternteil in Ostdeutschland groß geworden sind. Wir sind traurig über diesen Verlust, denn ohne unsere Väter fehlt uns ein wichtiger Zugang zu unserer Identität. Ihre Sprache und ihre Familien blieben uns lange fremd. Ihre Wünsche, mit denen sie nach Deutschland kamen, und ihre Erfahrungen als Migrant*innen in der DDR lernten wir

nie oder erst spät kennen. Wären sie da gewesen, hätten wir von ihnen lernen können, dass wir mit unseren Erfahrungen nicht alleine sind. Denn was sie Gutes und Schlechtes in der DDR und der Wendezeit erlebten, waren Erfahrungen, die unsere Mütter nicht mit uns teilen konnten.

Wir haben nicht nur andere Erfahrungen gemacht als unsere Mütter und die meisten unserer Schulfreund*innen. Während sich in den alten Bundesländern lange vor unserer Geburt zahlreiche Kulturvereine und politische Zusammenschlüsse zum Beispiel die Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), ADEFRA e.V. – Schwarze Frauen in Deutschland gründeten und ein Selbstbewusstsein entwickelten, zeigte die Migrationspolitik der DDR ihre Nachwirkungen in der nichtvorhandenen Communitybildung im Osten des wiedervereinten Deutschlands. So kannten wir lange Zeit keine nicht-weißen oder migrantischen Perspektiven.⁹ Zwar gab es vereinzelte Initiativen in größeren Städten, wie etwa die IG Farbig in Leipzig, aber alltägliche Begegnungen von Communities mit öffentlichkeitswirksamer Repräsentation oder einem positiven Selbstverständnis kannten wir in unseren Städten nicht. Vielen der Menschen, die als Vertragsarbeiter*innen, Studierende, Schüler*innen in die DDR einreisten, wurde deutlich gemacht, dass sie nur auf begrenzte Zeit dort leben dürften. Sie verließen die DDR wieder, weil sie sich dazu gezwungen sahen. Menschen, die blieben, hatten ohne gültigen Aufenthalt kaum Möglichkeiten, sich zu organisieren und Forderungen zu stellen. So mussten wir lernen, uns Gehör zu verschaffen, um aus der Unsichtbarkeit hervor- zutreten.

Die 90er Jahre – Aufwachsen im Durcheinander

Die Kindheitserinnerungen an unsere jungen Eltern und Großeltern bieten uns heute Anhaltspunkte für die Fragen, die wir uns über unsere Identität stellen.

Die ersten sechs post-DDR Jahre verbrachte ich eine aufregende und irritierende Kindheit und Jugend außerhalb von Deutschland, in Ländern, in denen meine blonden Brüder auffielen und angehimmelt wurden. Ich fiel meist nur dann – und zudem unangenehm – auf, wenn es hieß, dass ich zu dieser blonden, weißen Familie gehöre. Manchmal dachte ich sogar, dass ich adoptiert sei. Wenn wir in Deutschland zu Besuch waren, haben mich Leute auf der Straße als »Ausländer« beschimpft. Ich hatte keine Ahnung, warum. Ich habe es nicht verstanden oder mich gefragt: »Woher wollen sie wissen, dass ich nur zu Besuch in Deutschland bin, woran erkennen sie das?« Ich war damals, Anfang der 90er, 12, 13 Jahre alt und wusste nichts von Rassismus und meiner eigenen Betroffenheit. Bei solch einem Besuch, erinnere ich mich an eine Whitefacing-Aktion mit Nivea-Creme. Meine coole deutsche Cousine durfte damals in die Disco und ich nicht, weil ich so aussah wie ich eben aussah. Ich beschloss, das Problem mit weißer Creme zu lösen, was leider nicht half. Ich erntete lediglich einen mitleidigen Blick meiner Tante. Meine Mutter hat das Geheimnis meiner kubanischen Herkunft erst gelüftet, als ich 18 Jahre alt wurde. Da ich nichts über meine kubanische Herkunft wusste, führten solche Ereignisse in meiner Jugend dazu, dass ich mir komisch und defizitär vorkam: in Deutschland, weil ich trotz meiner vermuteten Zugehörigkeit nicht

immer dazugehören sollte; und in den Ländern, wo ich mich als »Fremde« vermutete, mich doch unter Kindern oft sehr wohl fühlte. Ich hatte eine wirklich schöne Kindheit und Jugend! Retrospektiv betrachtet war mein Aufwachsen als Schwarzes Kind in den 90er Jahren im Osten aber auch einsam und geprägt von Isolation. Nicht, dass ich keine Freund*innen gehabt hätte, aber ich war eben nicht wie sie: das einzige Schwarze Kind im Kindergarten, das einzige Schwarze Kind in meiner Klasse, das einzige Schwarze Kind im Freundeskreis. Damals verstand ich nicht, warum ich manchmal anders behandelt wurde, aber ich spürte es. Ich spürte die Blicke, hörte den Gesprächen zu, wenn fremde Menschen meine Mutter fragten, ob meine Schwester und ich wirklich ihre leiblichen Kinder seien oder wir nicht doch adoptiert wären? Ich ärgerte mich über jeden Kommentar über mein »Anderssein« oder imitierte Affengeräusche, verfluchte jede Hand, die mir über den Kopf strich, weil meine Haare so »interessant« oder »krauselig« aussahen. Die Ratlosigkeit unserer weißen Familienangehörigen bezüglich dieser Erfahrungen führte dazu, dass wir gar nicht darüber sprachen und Alltägliches verdrängten. Dadurch, dass nicht ausgesprochen wurde, warum wir diese Erfahrungen machen mussten, sollte das Offensichtliche aus unserer Realität ferngehalten werden. Aber nicht nur in unserem engeren Umfeld wurde das Schweigen über Rassismus zum Selbstschutz. Auch im gesellschaftlichen Narrativ schien es in dieser Zeit keinen Platz für Kinder wie uns und Geschichten wie die unseren zu geben. Wir bekamen keine Antworten auf unsere tausend Fragen und entwickelten schließlich unsere eigenen Erklärungen für unsere Erfahrungen und unser »Anderssein«. An manchen Tagen wünschten wir uns aber auch, einfach

nur da- zuzugehören und weiß zu sein. Für manche Erlebnisse finden wir heute erst die richtigen Worte, vielleicht auch erst morgen – aber wir beginnen, darüber zu sprechen, zu hinterfragen, zu kritisieren.

Nicht nur meine Familienangehörigen, sondern auch ich war oft ratlos. Als ich nach der vierten Klasse die Schule wechselte, wurde ich von Schülern aus den höheren Klassen zum ersten Mal in meinem Leben bewusst rassistisch beleidigt. Ich sollte wieder »nach Hause gehen«. Als ich schließlich zu Hause war, erzählte ich meiner Mutter, was mir widerfahren war. Ich verstand nicht, was die Typen von mir gewollt hatten. Sie wusste es sofort. Als ich mich vor dem Spiegel betrachtete und sie fragte, was mit mir falsch sei, erzählte mir meine Mutter zum ersten Mal mehr über meinen leiblichen Vater, zeigte mir Fotos von meiner Familie und erzählte mir ihre Liebesgeschichte. Ich erinnere mich ganz genau an diesen Abend. An diesem Abend musste ich verstehen, dass Menschen, weil sie nach Deutschland migrierten oder nicht als weiß gelesen werden, von Anderen gehasst werden können.

Vom Widerstand und gemeinsamen Kämpfen

Trotz der anstrengenden Erfahrungen, die wir als nicht-weiße Kinder im Osten machten, und der Mühen, die es bedeutete, in Abwesenheit unserer Väter uns einen Reim auf die Gesellschaft zu machen, betrachten wir unsere Erfahrungen und unsere Biographien als eine Bereicherung.¹⁰ Vor allem aber wissen wir, dass wir nicht alleine sind. Und es ist längst überfällig, dass unsere Generation aus dem Osten ein selbstbewusstes und

positives Selbstbild formuliert, sich sichtbar macht, sich Gehör verschafft, die Lebensbedingungen unserer Eltern kennenlernt und die bisherigen Narrative kritisch hinterfragt. Es ist Zeit, dass wir unsere Geschichten selbst erzählen. Für einen selbstbewussten Umgang mit unseren (p)ost-migrantischen Biografien brauchen wir eine gemeinsame Erzählung. Heute wissen wir, dass es viele Menschen gibt, die sich in unseren Geschichten wiederfinden – sei es im Osten oder im Westen. Wir haben auch gelernt, dass es Menschen gibt, die seit Langem für die Sichtbarmachung einer ost-migrantischen Perspektive kämpfen. Sie unterstützen uns dabei, sprechfähig zu werden. ManuEla Ritz veröffentlichte bereits vor über zehn Jahren das Buch »Die Farbe meiner Haut«, in dem sie Stimmen von People of Color in der DDR und Ostdeutschland hörbar macht. Und dennoch wünschen wir uns mehr Anhaltspunkte wie Aras Örens Gedichte, die Geschichten der älteren Generationen erzählen. Denn wie die Feierlichkeiten anlässlich der deutsch-deutschen Vereinigung wiederholt gezeigt haben, werden Perspektiven wie ihre, unsere und die unserer Väter nach wie vor marginalisiert. Vernachlässigt wird nach wie vor, dass Geschichten wie unsere auch nach der Zusammenführung beider deutscher Staaten spezifisch ostdeutsche sind und damit bestimmte Erfahrungen und Ausschlüsse einhergehen, die sich in der Geschichte unserer Eltern widerspiegeln.

Durch die Aufarbeitung unserer Vergangenheit können wir neue Perspektiven auf uns und die Gesellschaft, in der wir leben, entwickeln, die uns nicht nur handlungsfähiger machen, sondern auch Forderungen stellen lassen. Die Beziehungen unserer Eltern wurden bereits zu DDR- Zeiten sanktioniert. Die Feiern zur deutsch-deutschen Vereinigung

gingen mit der Anrufung einer deutschen Nation einher, die unseren Vätern vermittelte, sie hätten draußen zu bleiben. Wir bedauern es, nicht die Möglichkeit gehabt zu haben, mit beiden Eltern aufzuwachsen, und dafür klagen wir die Strukturen an, in denen sie gelebt haben.

Unsere drei Geschichten verdeutlichen, dass die Motivationen unserer Väter, in die DDR zu reisen, vielfältig waren: die Hoffnung auf eine Ausbildung als Vertragsarbeiter oder ein im Heimatland anerkanntes Studium, die Möglichkeit in Deutschland Ingenieur zu werden. Gemeinsam ist ihnen, dass unsere Eltern den gesellschaftlichen Druck, der sie dazu drängte, ihre Beziehungen zu beenden, nicht standhalten konnten. Wir wissen, dass es viele ähnliche Geschichten gibt, sowohl in der DDR als auch in der BRD, denn der strukturelle Rassismus war und ist ein gesamtdeutsches Problem. Daher verstehen wir diesen Beitrag nicht als vollständig. Für uns hat er einen Möglichkeitsraum eröffnet, in dem wir eigenmächtig unsere Geschichte erzählen und dabei selbst entscheiden konnten, was wir teilen und wie wir daraus eine Erzählung machen. Wir sind nicht die Ersten, die das tun. So wie ManuEla, Paulino Miguel oder Ibraimo Alberto haben auch andere Menschen ihrer ost-deutsche Geschichte erzählt. Sie halfen uns dabei, von unseren zu sprechen. Dafür braucht es auch Orte des Austausches, an denen Menschen, wie uns und ihnen, zugehört wird – so zuletzt geschehen beim NSU-Tribunal 2019 in Chemnitz. Wir hoffen, in Zukunft noch mehr Stimmen hören zu können, in denen die Geschichten von Osis of Color sichtbar werden. Denn wenn von ostdeutschen Perspektiven die Rede ist, dürfen die Stimmen von Vertragsarbeiter*innen, internationalen Studierenden, People of Color und deren Kindern nicht fehlen.

Anmerkungen

1 Ören, Aras, Berliner Trilogie, Drei Poeme, Berlin 2019. S. 6.

2 Der Beitrag von Paulino Miguel in diesem Sammelband ist einer der wenigen, schriftlichen Zeugnisse, die wir kennen.

3 Das Wort weiß schreiben wir in diesem Beitrag klein, um es von der Großschreibung von Schwarz und People of Color als Selbstbezeichnung abzugrenzen, wobei die Kursivsetzung auf den Konstruktionscharakter verweisen soll (vgl. Aslan, Emine (2017), »Wem gehört der Campus? Weiße Unilandschaften und Widerstandsformen von Student_innen of Color in Deutschland«. In: Fereidooni, Karim / El, Meral (Hrsg.), Rassismuskritik und Widerstandsformen, Wiesbaden 2016).

4 Die Migrationsgeschichten in die DDR sind vielfältig. Aufgrund unserer Familienbiografien sind hier die Migrationsgeschichten unserer Väter, die als Vertragsarbeiter und Studierende in der DDR lebten, zentral. Nicht aber die von Schüler*innen, politisch Verfolgten und anderen Migrant*innen. Auch die Situation weiblicher Vertragsarbeiter*innen ist eine spezifische der wir in diesem Beitrag nicht gerecht werden. Für sie, hauptsächlich für vietnamesische Arbeiterinnen, galten beispielsweise besonders strenge und intime Vertragsbestimmungen, wie das Schwangerschaftsverbot. Schwangere Frauen, die nicht bereit waren, die Schwangerschaft abzubrechen, mussten ihre Rückreise antreten.

5 Behrends, Lindenberger, Poutrus (Hrsg.), Fremde und Fremdsein in der DDR, 2003.

6 Vgl. Mac Con Uladh, Damian, »Studium bei Freunden?« Ausländische Studierende in der DDR bis 1970«, in: C. T. Müller /

P.G. Poutrous (Hg.), Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnungen in der DDR-Gesellschaft, Köln 2005.

7 Vgl. ebd.

8 Vgl. ebd.

9 Die Journalistin Nhi Le erstellte eine Übersicht migrantischer Verbände und Netzwerke in Ostdeutschland online abrufbar unter: <https://heimatkunde.boell.de/de/migrantische-selbstorganisation-in-ostdeutschland> [letzter Zugriff: 26.05.20].

10 Im Besonderen wollen wir Ariana Savoji, Gonca, Sophie Yume und Soma für die Gespräche danken, in denen sie ihre Analysen und Erfahrungen mit uns teilten, die uns prägten.